

Die Kirche in den Fricktaler Volkssagen

Autor(en): **Senti, Anton**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **41 (1966-1967)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kirche in den Fricktaler Volkssagen

von Anton Senti †

Der rote Faden

Die Bauleute finden am Morgen das an den Vortagen für die neue Kirche angehäuften Baumaterial nicht mehr auf dem Platze. Der Spielmann trifft auf dem nächtlichen Heimweg im hell erleuchteten Wald eine fröhliche Geistergesellschaft und jagt sie durch ein frommes Lied auseinander. Ein Mönch muss die Seele des Dorfwucherers in eine Felsspalte verbannen. Der Dorfpfarrer wirkt durch übernatürliche Kräfte wohltätig im Lande. Die zwölf ältesten Männer besingen das pestilenzische Brunnenwasser. Ein roter Faden geht durch die Volkssagen des Fricktals. Der Christenmensch kommt in Berührung oder gerät gar in Kampf mit Wesen und Mächten aus einer anderen Welt, und die Kirche stellt sich ihm bewahrend und helfend an die Seite. So tief wie die Waldesgründe der verlassenen Heimat und so reich an Stimmungen war auch das alemannische Gemüt. Das war auch der gute Boden, in welchem das Christentum einwurzeln konnte, als aus dem Frankenlande her die Verkünder der sanften Lehre kamen, am Oberrhein, um bis hinauf in die Quelltäler der Alpenströme den Samen auszustreuen.

1. Der Kirchenbau zu Wittnau

Der «Schwedenkrieg» hatte auch die Täler der Oerken heimgesucht. Die alte Kirche von Wittnau wurde so stark beschädigt, dass die Gemeinde zu einem Neubau gezwungen war. Die Sage berichtet nun, dass für die neue Kirche eine Anhöhe auf der linken Seite des Baches, also auf der östlichen, gewählt wurde. Als der Rohbau nahezu fertig war, zeigten sich mehrere Mauerrisse und eine wachsende Einsturzgefahr. Die neue und jetzige Kirche wurde wieder an der Stelle der alten aufgebaut. Die Wittnauer haben aus dieser Baugeschichte eine Sage gemacht, weil sie dahinter das Eingreifen geheimnisvoller Mächte vermuteten. Die Kunde von anderen Fällen, da eine angefangene oder gar fertige neue Kirche eines Morgens sogar auf der anderen Talseite drüben stand, war den Wittnauern offenbar bekannt. Das sind die sogenannten Wandelkirchen. Unsere Sage muss stutzig machen, wegen ihrer späten Entstehung, vielleicht erst im 18. Jahrhundert,

frühestens gegen Ende des vorangegangenen. Wir können aber doch einen Versuch zur Erklärung machen. Auf jede Zeit der materiellen und seelischen Nöte folgte früher nicht wie in unserem Jahrhundert ein wildes Nachholen versäumter oder verhinderter Lustbarkeit, sondern eine geistige Schlaffheit, die bald in ein Besinnen auf ewige Werte und tiefe Einkehr überging. Geschichten von der «guten alten Zeit» gingen um, und was sich nicht leicht erklären liess an Glück und Unglück im Menschenleben, das schrieb das Volk allzu gerne über- oder unterirdischen Mächten zu. Die Kirche trat solchem Volksglauben zu keinen Zeiten schroff entgegen; denn auf dem dunklen Grund manches Aberglaubens erkennt sie Ansätze und Ankerpunkte für den besseren Christenglauben. Für den Fall Wittnau liegt die Vermutung sehr nahe, dass die erste christliche Kirche wie so manche andere (Kaiseraugst) auf den Grundmauern eines römischen oder gar gallo-römischen Heiligtums erbaut worden war. Solche Kirchen waren doch Denkmale und Zeugen des Sieges des Evangeliums über das «finstere» Heidentum und durften nicht ungestraft versetzt werden. Der Hintergrund ist hier aber ein ganz anderer. Von Wittnau an ostwärts bestehen die Hänge und Terrassen am Tiersteinberg aus mehr oder weniger tiefgründigem Gehängeschutt und Opalinustonen, die keine schwere Belastung ertragen; dem Gewicht eines auch nur mittelgrossen steinernen Gebäudes gab dieser Baugrund nach. Die Geschichte von dem verunglückten Kirchenneubau rückt somit der im Tale umgehenden Ueberlieferung von einer grossen Stadt zwischen Wittnau und Gipf-Oberfrick in die Nähe, die immer wieder aufgefrischt wird durch die grosse Menge römischer Ziegel- und Mauerreste. Als die jetzige Kirche zu Wittnau vor wenigen Jahren einen neuen Kirchenboden erhielt und unter dem alten Boden Gräber und Mauerwerk zum Vorschein kamen, war der Fund kaum gemeldet, bevor alles wieder zugedeckt wurde, damit es ja keine Arbeitsverzögerung gebe. Eine genaue archäologische Untersuchung hätte Licht in eine interessante Kirchenbaugeschichte bringen können.

2. Der Laufengeiger

Hans Feldmann von Laufenburg spielte zur Verschönerung des Gottesdienstes in der Laufenburger Stadtkirche auf seiner Geige manche schöne Weise. Nicht weniger gern spielte er dem jungen Volk zum Tanz und Reigen auf, war auch bei Hochzeiten ein beliebter Gast. Auf später Heimkehr von einem Hochzeitsfest in einem Dorf des Hinterlandes fing ihn mitten in einem Wald eine fröhliche Geistergesellschaft auf und bat ihn um seine kunstvolle Unterhaltungsmusik. Als er selber des Musizierens genug hatte, erzwang er sich den Urlaub zur Heimkehr, indem er aus einem Tanzliedchen plötzlich ins Ave Maria hinüberglied. Jetzt sauste die ganze Herr-

lichkeit durch die Lüfte davon. Im Wald wurde es finster, und nur mit Mühe fand der durch ein Räuschlein ohnehin schon etwas unsicher gewordene Geiger den Weg ins Feld hinaus und ans Rheinufer hinunter. Er bestieg ein einsames Schifflin am Ufer und merkte zu spät, dass kein Ruder darin lag. Er trieb dem Verderben im wilden Laufen entgegen. Vom hochgelegenen Fenster aus konnte der Pfarrer von Laufenburg nur noch für das Heil seiner Seele beten. Der Geiger erwachte auf einer Felsplatte am linken Rheinufer, in einer Hand die Geige und neben sich ein Trümmerstück des heimtückischen Bötchens. In tiefenden Kleidern trat er in die nahe Wirtsstube, wo die letzten Zecher ihm für diese Stunde allzu lauten Empfang bereiteten. — Ein mehr fahrender als sesshafter Musikant also spielt bald fromme Weisen in der Kirche, bald zum Tanze, bald lustige Schelmenliedchen; eine fröhliche Waldgeistergesellschaft unterhält er zunächst zu ihrem Entzücken, jagt sie zuletzt aber mit kirchlichen Klängen in die Luft; der Pfarrer betet für den Ertrinkenden; die Wirtshaushocker hänseln ihn beim Wein — das ist der Inhalt der Geschichte, die zwischen Tag und Wirklichkeit dahinfließt, deren Gestalten aus dem Volksleben einer vergangenen Zeit aufsteigen, aber wieder in das Dämmerlicht zwischen Christentum und Heidentum, zwischen Welt und Kirche untertauchen. Der romantisch veranlagte aargauische Staatsschreiber, Franz Xaver Wagner aus Laufenburg, schreibt in seiner Ballade «Der Laufengeiger», dass er diesen in silberweissem Haar selber noch gesehen habe (Vom Jura zum Schwarzwald, Stocker, 1883, S. 238 ff.). Demnach wäre diese Sage erst im 19. Jahrhundert entstanden.

3. *Der Challamel*

Aus dem oberen Fricktal stammt vielleicht die jüngste und letzte Volkssage. Ihr Gegenstand ist der Pfarrer Josef Franz Challamel zu Wölflinswil. Er war der Bruder des Rheinfelder Stiftspropstes Franz Anton Challamel. Beide lebten zur Franzosenzeit. Sie waren die gelehrten Söhne des Apothekers Challamel aus Savoyen und im Fricktal hochgeachtete Geistliche. Der Stiftspropst hat als feiner Diplomat, der keines Dolmetschers bedurfte, das Fricktal vor dem Untergang im napoleonischen «Weltreich» bewahrt. Sein Bruder wirkte im Bergdorf droben als bescheidener Seelenhirte. In vielen Wissenschaften gelehrt, nicht nur feiner Prediger am Festtag, sondern auch als Arzt in Haus und Stall, als Wirtschaftsberater des Kaufmannes in kniffligen Rechtsfällen, galt er im ganzen Land als Wundermann, der alles konnte — nicht nur «Brot essen», wie das Volk so schön und etwas verschmitzt sagt. Der Hexen- und Geisterglaube ist auch heute nicht ganz gewichen. War er aber einst eine verheerende Seuche in Stadt und Dorf, die Tausende von Menschenleben forderte, so wird er heute von den Aufgeklärten nur noch belächelt. Die Auseinandersetzung zwischen geistigen Welten geht auf anderen Gebieten weiter.

4. Die Bönisage

In Möhlin lebte ein ruchloser Geizhals. Zuletzt ging er dazu über, die Not seiner Mitbürger, in die sie durch einen langen Krieg geraten waren, auf schändliche Weise auszunützen, um sich masslos zu bereichern. Als er dann auf einem Wagen zu Grabe geführt wurde, erschreckte eine schwarze Sau, die über den Weg sprang, dass Rösslein. Der Wagen stürzte um. Der Sarg flog auf den Weg und platzte — er war voller Pflastersteine gewesen. Aus einem Fenster herab erscholl das Hohngelächter des Bönigeistes, der im Dorfe noch so lange rumorte, bis ein Kapuziner ihn in die Felspalte am Spitzengraben zwischen Mumpf und Zeiningen verbannte.

Die Sage vom Bönigeist ist die kraftvollste der ganzen Sammlung. Wie die Sage vom Wittnauer Kirchenbau ist sie entstanden, als die Quellen dieser Art von Volksdichtung in vielen Gegenden schon versiegt waren oder nur noch dürftig rieselten. Noch war aber der Wurzelstock der Volksüberlieferung gesund; die letzten Fasern lagen in den dunklen Tiefen drunten, wo der sich kräftig regende menschliche Geist die ersten Fäden suchte zwischen dem sichtbaren und erfassbaren Lebensraum und einem anderen Land, in dem die Toten heimwehkrank weiterwandeln mussten. Man schaffte die leblosen Körper weit weg von den Wohnstätten, man versteckte oder verschnürte ihnen die Sandalen, um ihr Umgehen in unheimlicher Gestalt zu erschweren. Die Zeichner der Totentänze griffen auf einen primitiven Glauben an Erscheinungen aus der Welt der Toten zurück, und eine schwermütige Note zittert durch die satirisch launigen Begleitsprüche zu den Bilderreihen. Dem Bauernvolk, das ab seiner Feldflur und aus seinen Ställen grosse Teile des Landes ernährte, aus einer Kriegsnot in die andere gestürzt wurde, sich aber immer wieder kraftvoll auf seinen Heimatboden stellte, lag die romantisierende Art der Sagedichtung nicht. Es konnte sich wohl eine Zeitlang ohnmächtig über das eigennütziges Gebaren des übermächtigen Dorfgenossen ärgern. Als man sich endlich von dem Blutsauger an der Gemeinschaft erlöst glaubte, kehrte seine ruhelose Seele in das unheimliche hochgiebelige Haus zurück, und sein Geist spukte noch lange im Dorfe. Es fällt nun auf, dass ein Kapuziner ihn bannen und aus dem Dorf entfernen musste. Der fromme Christenmönch, die Kirche, wurde angerufen, auf dass sie den Kampf mit der Hölle zu Ende führe. Die Sage vom Geist unter dem Bönistein hat vor vier Jahrzehnten ihre archäologische Bedeutung erhalten. Der Unhold hat dort oben viel Geschirr zer schlagen, mit Faustkeilen um sich geworfen und die Tiere des Waldes gehetzt. Diesmal hat aber nicht ein Jünger des heiligen Franz, sondern ein scharfblickender Landpfarrer aufgeräumt, die Bodenfunde gedeutet und eine urzeitliche Rentierjägersiedlung, wahrscheinlich die Ureinwohner des Fricktals, entdeckt.

5. Die Brunnensinger

Der furchtbare «Schwarze Tod» wütete wieder einmal im Lande. Auch in Rheinfeldern starben die Menschen in grosser Zahl dahin. In der grossen Not taten sich die ältesten zwölf Bürger zusammen, um möglichst viele kranke Mitbürger zu pflegen und die Toten zu bestatten. Da man überzeugt war, dass die «bösen» Juden das Brunnenwasser vergifteten, ohne dass man ihnen beikommen konnte, besangen sie die öffentlichen Brunnen mit frommen Liedern, um das Gift seiner Kraft zu berauben. Hier ist zwar der Vorgang zum Teil historisch deutlich belegt und ein Volksbrauch geworden; dort (Bönisage) hat erst die Neuzeit, die sich über den Aberglauben erhaben glaubt, einem ehrenhaften Priester allerlei Wunderkräfte zugemutet und Zauberei unterschoben.

